



Das „kleine KZ“ in der Nachbarschaft (21)

von Joachim Hennig

In der letzten Folge in der Reihe wurde über die Kontakte der KZ-Häftlinge zur Außenwelt und diese zu ihnen mit Briefen und Paketen berichtet sowie über das Verhältnis der Gefangenen zueinander und zu ihren zivilen Aufsehern, Meistern, Chefs. Dabei zeigten die Schilderungen des polnischen KZ-Häftlings Edward Szlachetka auf, dass die Zivilen nicht zwangsläufig brutal und menschenverachtend sein mussten, sondern Spielräume hatten, um die Gefangenen angemessen zu behandeln. Interessant ist die Schilderung von Edward Szlachetka auch deshalb, weil er darin erwähnt, von seinem „Chef“ sogar mit zusätzlichem Essen versorgt worden zu sein und davon seinem Freund Stanislaw Janas, der im „normalen“ Kiesbaggerkommando war, habe abgeben können. Die „Wohltaten“ eines Chefs konnten also über eine angemessene Behandlung der Häftlinge bei der Arbeit hinausgehen und eine richtige Hilfe sein. Überdies ist das ein Beweis dafür, dass eine Solidarität unter den Häftlingen möglich war, und zwar in Kleingruppen, Freundschaften und anderen Sympathiegrüppchen. Lesen wir, was Edward Szlachetka dazu nach dem Krieg schrieb:

Hilfe vom „Chef“ und für Freund

„Täglich um die Mittagszeit ging er (der „Chef“, Erg. d. A.) zu einer Baracke, in der die deutschen Arbeiter ihre Mahlzeit einnahmen. Wenn er zurückkehrte, hatte er eine Kanne Suppe dabei. Wir machten uns an die Arbeit. Ich war so hungrig, und der Gedanke, dass auf meiner Seite des Führerstandes der Lok die Suppe stand, machte es auch nicht besser. Dann aber wollte mein Chef wissen, warum ich die Suppe nicht gegessen hätte. Ich war verblüfft, aber der Chef sagte, dass die Sachen, die auf meiner Seite der Kabine lägen, mir gehören. Ob ich das begreifen würde? Ich bejahte, nahm einen Löffel aus der Tasche und habe die Suppe genossen. Es war eine Nudelsuppe, anders gekocht als für Häftlinge, mit vielen Nudeln und sehr schmackhaft. Als ich sie fast zur Hälfte aufgegessen hatte, zwang ich mich dazu, den Rest für meinen Freund Stach (Stanislaw Janas, Erg. d. A.) übrigzulassen. (...) Stach hat den Rest der Suppe schnell aufgegessen, ohne etwas zu sagen. Das ganze Unter-



Tunneleingang von der Bruttiger Seite, noch vor dem Beginn der Arbeiten der KZ-Häftlinge (Foto: Manfred Ostermann)

fangen war nicht ‚ohne‘, sogar sehr gefährlich für mich und auch meinen Chef.“

Als Szlachetkas „Chef“ mitbekam, dass dieser sein Essen mit seinem Freund „Stach“ teilte, brachte er mit tags zwei Schüsseln mit Suppe mit, eine Schüssel für Edward Szlachetka und eine Schüssel zur Weitergabe an den Freund „Stach“. Abends war der „Chef“ dann der letzte, der nach dem Abendbrot die Essensbaracke verließ. So konnte er unbeobachtet die Brotreste auf sammeln. Da kam schon das eine oder andere zusammen, gerade auch die Krusten der Brotscheiben, die ältere Menschen, die Probleme mit dem Kauen haben, gern abschneiden und zurücklassen. Diese Reste deponierte der „Chef“ auf Szlachetkas Seite der Lok – und das jeden Tag von Montag bis Samstag, am Sonntag war der „Chef“ bei seiner Familie in Köln. Solidarität unter Häftlingen

Auch andere Häftlinge berichteten nach der Befreiung über Hilfe und Unterstützung durch Kameraden, sehr oft durch Freunde, die sie schon vor der Haftzeit kannten oder mit denen sie sich im KZ angefreundet hatten. So schrieb der französische NN-Häftling und Arzt Dr. André Ragot über die Ankunft in seinem „Nachtlager“ in Treis: „Von jetzt an werde ich in einer mit Stroh gefüllten Kiste schlafen, die ein Freund, Guéret, mit mir brüderlich teilen wird, denn wir teilen alles und wir haben mehr Elend als andere Dinge zu teilen. Es war nicht die Rede von Freude noch von irgendwelchen guten Dingen. Sogar unsere Kräfte wurden zusammengelegt. Als mein Kame-

rad an Ruhr erkrankt war und auf dem Weg zum höchstgelegenen Punkt zusammenbrach, nahm ich ihm seine Schaufel ab, damit er sich erholen konnte. Später war er es, der sich meiner annahm, um mich zur Arbeit zu schleppen, als ich krank war.“

Ein anderer französischer NN-Häftling, Roger Monty, der wie Dr. Ragot nur kurze Zeit in Cochem war und am Karfreitag, dem 7. April 1944, in das Hauptlager Natzweiler zurückkehren konnte, stimmte später das Hohelied der Solidarität an und schrieb über Natzweiler-Struthof, sein erstes Konzentrationslager, und Cochem, sein erstes „Kommando“: „Dort habe ich die ersten Leiden erlebt, dort war ich dem Tod sehr nahe. Dort habe ich zeitweise Schandtaten gesehen, habe gesehen, wie Menschen aufgegeben wurden – was zu verzeihen ist in dieser erbarmungslosen Welt von Grausamkeiten. Dort habe ich die Größe des Menschen erlebt, die gegenseitige Hilfe und Solidarität, die allein oder in der Gruppe ausgeübt wurde, wo sich alle gegenseitig ergänzt haben. Hier wie in den anderen Lagern rettete einen die Solidarität, soweit es machbar war. Sie war Hoffnungsträger und zu jeder Zeit moralische Unterstützung, sie war Bestandteil des Geistes und der Ethik des Widerstands angesichts dieser schändlichen Bestie, die ihre zerstörerischen Flügel über uns ausbreitete.“

Kampf ums Überleben

Neben diesen „beruhigenden“ Bildern der Solidarität schildern die gleichen Berichte aber auch andere,

die ebenfalls zum Häftlingsalltag gehörten. So heißt es etwa bei Dr. Ragot zur Essensausgabe:

„Nachdem die Essensausgabe beendet war, gab es ‚Nachschlag‘, einen halben Liter Suppe. Aber anstatt sie der Reihe nach zu verteilen, wurde die Tür des Verschlags (in dem die Häftlinge ihr Essen einnahmen, Erg. d. A.) ein bisschen – ein ganz kleines bisschen – geöffnet. Da gab es eine grauenhafte Schlacht, um dort herauszukommen. Und sobald man draußen war, musste man sich prügeln, um eine Portion zu bekommen. Ein großer, sehr hässlicher Russe, den die Deutschen ‚Stalin‘ nannten, bekam jeden Tag seinen halben Liter extra, den er verschlang – während ihm das Blut aus der Nase oder dem Mund tropfte, so viele Schläge hatte er abbekommen für die Suppe.“

Vielschichtig und widersprüchlich ist auch das Bild, das der eine oder andere Häftling von den zivilen Aufsehern Meistern und „Chefs“ zeichnet. Da gab es Sadisten wie den von Edward Szlachetka beschriebenen Aufseher des Kiesbaggerkommandos und seinen „Chef“, den „guten Menschen“.

Gefährliche Hilfe

Ein anderes Beispiel ist das Schicksal zweier luxemburgischer Arbeiter der Baufirmen Fix und Bauwens. Einer der beiden, Johann Peter Wilwert, war von Italienern, die seit einigen Jahren in Luxemburg lebten und dann KZ-Häftlinge wurden, gebeten worden, Briefe in die Heimat zu schmuggeln. Auch sorgte Wilwert dafür, dass der andere luxemburgische Arbeiter Brot, Butter, Wurst und Rasierartikel für die Häftlinge besorgte. Nachdem diese ohne Gegenleistung erbrachte Hilfe herauskam, wurden beide Luxemburger von der Gestapo Koblenz in „Schutzhaft“ genommen und verhört. Am 14. Dezember 1944 verschleppte man Wilwert in das Konzentrationslager Buchenwald, wo er am 7. Januar 1945 verstarb. Der andere Luxemburger kam aus der „Schutzhaft“ in Koblenz nach Saarbrücken. Dort verliert sich seine Spur. Ebenso vielschichtig und widersprüchlich sind die Informationen zu den Kontakten und dem Verhalten der Bevölkerung. Um das näherungsweise einordnen zu können, muss man sich vergegenwärtigen,

dass die Einwohner von Bruttig und von Treis nahezu Haus an Haus mit den KZ-Häftlingen lebten. In Bruttig mussten die Gefangenen frühmorgens durch den Ort zur Arbeit im Tunnel marschieren und abends ging es für sie auf demselben Weg wieder zurück in ihre Bracken. Diese standen „Auf der Kipp“ direkt neben den Häusern der Einheimischen. Auch andere Arbeitskommandos mussten durch den Ort, sei es Bruttig oder Treis, und das entweder zu Fuß in „Marschkolonnen“ oder auf dem Lkw und dann abends wieder zurück. In der Gaststätte Hess in Treis wohnte sogar der Lagerführer, dort gab es auch die Schreibstube des KZ-Außenlagers. In Bruttig waren die Wachsoldaten in der Nähe des Lagers untergebracht. Geradezu auf Schritt und Tritt waren die Bewohner von Treis und von Bruttig mit den KZ-Häftlingen und ihrem unbeschreiblichen Elend und Leiden konfrontiert – wenn sich nach der Arbeit die Häftlinge in ihre Baracken schlepten und dabei die Toten des Tages in der Schubkarre bei sich hatten. Das war in der Tat das „kleine KZ“ in der Nachbarschaft.

Die SS tat alles, um die Einwohner von den KZ-Häftlingen abzuhalten. So log man ihnen vor, dass das Schwerverbrecher und Zuchthäusler seien - „Abschaum“, der keinerlei Mittel verdient. Ihre Lage im Ort sei die gerechte Strafe für ihre Verbrechen. Außerdem belehrte man die Einheimischen, dass jeglicher Kontakt und jede Hilfeleistung für diese Menschen verboten seien und sehr streng bestraft würden. Tatsächlich wurden auch Exempel statuiert. Das geschah mit den beiden luxemburgischen Arbeitern. Ein anderes Beispiel ist der Fahrer des örtlichen Bauleiters der Firma Fix. Dieser hatte offensichtlich von den Häftlingen Goldstücke angenommen, die sie ihm gaben, weil sie sich dadurch Vorteile durch ihn als Fahrer des Bauleiters versprochen – oder weil er sie gefordert hatte. Jedenfalls wechselte er – was auch im Ort bekannt war – umgehend die Seiten und musste von einem Tag auf den anderen zusammen mit den KZ-Häftlingen Schwerstarbeit leisten. Da wundert es nicht, wenn viele Einwohner lieber wegschauten, als den Häftlingen zu helfen.

Joachim Hennig